

Nr. 44. Bromberg, den 29. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(21. Fortsetzung.

Vierzehntes Kapitel.

Vorwärts! Nach Dze-chu.

Da Shervington überzeugt war, daß die Verfolgung des Fliehenden vergeblich sein würde, zündete er die primitive Lampe an und sah sich um. Auf dem Fußboden lag ein Messer mit einer langen, zweischneidigen Klinge. Er hob es auf, und als er die Schärfe des Instrumentes prüfte, wurde ihm klar, wie knapp er dem Tode entronnen war. Es war aber nichts an dem Messer, was ihm Aufschluß über den Besitzer hätte geben können. Sein Verdacht richtete sich jedoch sofort auf den Mann, den er in der Kapelle der Lamaserie gesehen hatte.

Daß Stard oder einer seiner Boten nach seinem Leben getrachtet hatte, bezweifelte er keinen Augenblick. Diese Feststellung bedeutete nichts Erstaunliches für ihn, aber während er mit dem Messer in der Hand dastand, fiel ihm ein, daß der Attentäter den Korridor entlang an Nimas und Craydons Zelle vorbeigekommen war, daß er aber nicht in derselben Richtung geflohen war, sondern in die entgegengesetzte. An und für sich war es eine Kleinigkeit und könnte gut der Eile zugeschrieben werden, mit der der Eindringling fliehen mußte. Aber während Nick darüber nachdachte, erinnerte er sich der Schritte, die er gehört hatte, lange nachdem die Lamas nach Beendigung des Mitternachtsgottesdienstes in ihre Zellen zurückgekehrt waren. Jene Schritte waren den Gang hinaufgegangen in die Richtung, woher der Attentäter gekommen war, und sie waren nicht weit gegangen, dessen war Nick sicher. Er setzte sich und rief sich alle Geräusche ins Gedächtnis zurück, die er in der Nacht gehört hatte, und während er es tat, wurde sein Gesicht immer finsterer. Der Mann, dessen Schritte er gehört hatte, konnte höchstens drei oder vier Zellen weit geschritten sein. Und in einer dieser Zellen war Husky Craydon, der geleugnet hatte, Stard in der Lamaseriekapelle gesehen zu haben.

Wenn nun Stard, oder wer der Angreifer auch sonst gewesen sein mochte, in Verbindung mit Husky stände? Vielleicht wußte Husky jetzt trotz seiner zuversichtlichen Worte vom gestrigen Abend, daß die Heirat mit seiner Kusine nun unmöglich war und wollte darum alle Mittel ergreifen, um sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Welche Mittel es waren, konnte Nick nicht mit Bestimmtheit sagen. Daß sie den Tod seiner Kusine und den seines Nebenbuhlers auch in sich schlossen, diesen letzteren, um einen lästigen Zeugen loszuwerden, schien Nick mehr als wahrscheinlich. Vielleicht aber plante Husky das junge Mädchen und ihren Vater an Doktor Stard auszuliefern.

In großer Unruhe und Sorge schritt Nick in seiner Zelle auf und ab. Je mehr er über alle diese Dinge nachdachte, desto zorniger wurde er. Einmal verließ er die Zelle und schritt den Korridor hinunter, fest entschlossen, die Wahrheit aus Husky Craydons Kehle herauszupressen, aber vor der Tür besann er sich. Nein! Er würde abwarten und wachsam bleiben. Bisher hatte er keine Beweise. Wenn er aber die Augen offen hielt, würde es ihm vielleicht gelingen, Craydon bei einem offenkundigen Verrat zu ertappen, und dann — dann würde das Gesetz der Berge in Kraft treten, das einzige Gesetz, das für diese wilde Gegend in Frage kam.

Er kehrte nach seiner Zelle zurück, zündete seine Pfeife an und blieb in Gedanken versunken, bis ein Gong die Stunde des Morgengebets ankündete. Nachdem die Lamas vorbeigegangen waren, erschien Nima-Thasi in seiner Zelle.

„Was, mein Freund, du bist schon wach! Du betest wohl deinen Rosenkranz ab, wie?" rief er lachend.

„Nein. Es hat mich etwas ganz anderes wachgehalten", entgegnete Shervington, und fügte dann hinzu, als er das Messer hervorholte: „Hier, das ist, was mich diese Nacht beschäftigt hat."

„Du hast, scheint's, Besuch gehabt?" bemerkte der Tibetaner mit undurchdringlichem Gesicht.

„Jawohl!"

„Kam der Besuch, ehe du in der Zelle des Arraktrinkers warst oder nachher?"

„Ich war ja gar nicht in Craydons Zelle", erwiderte Shervington rasch.

„Nein? Aber jemand war bei ihm, denn ich hörte Stimmen, und die Unterhaltung war weder tibetanisch noch chinesisch."

„Hast du Craydon mit jemand Englisch sprechen hören?" fragte Nick bestürzt über diese Bestätigung seines Verdachtes, daß der Mann, der an seiner Zelle vorübergegangen war, Craydon besucht hatte.

„Ja, und Lamas, wenn sie auch gelehrt sind, können deine Sprache nicht sprechen", erwiderte Nima mit kurzem Lachen. „Da es unmöglich die junge Dame gewesen sein kann; denn sie hätte mit dem besten Willen nicht herkommen können, und da du nicht in der Zelle des Arraktrinkers warst, bleibt nur der heilige Pilger, der nach dem Dze-chu-Kloster reist, der es sein könnte. Habe ich nicht recht?"

„Ja, denselben Gedanken habe auch ich gehabt", erwiderte Shervington. „Ich hörte den Mann den Korridor hinaufgehen, und kurze Zeit darauf löschte das Licht aus. Nach einer Weile kam jemand mit diesem Messer in meine Zelle, schlich sich an meine Schlafbank heran, die ich aber bereits verlassen hatte. Beinahe gelang es mir, den Kerl zu fassen, aber er riß sich los, und in der Dunkelheit konnte ich ihm nicht nachlaufen. Sehen konnte ich ihn natürlich auch nicht, aber ich bin sicher, daß er ein Lamagewand trug."

„Gut! Da kommt also der Arraktrinker nicht in Betracht. So muß es der Mann aus Schanghai gewesen sein. Es bleibt nur die Frage: Wußte der andere, daß du im Dunkeln umgebracht werden solltest?"

„Das müssen wir eben herausbekommen. Wenn wir Huskys Gesicht genau beobachten, sowie er mich erblickt, werden wir es wissen."

„Jawohl. Und wenn unser Argwohn sich bestätigt, was dann?"

„Weiß der Himmel! Über diesen Punkt habe ich mir die ganze Nacht den Kopf zerbrochen. Ich bin schließlich zur Überzeugung gelangt, daß es am besten ist, abzuwarten, Nima, abzuwarten und aufzupassen, und sobald wir unserer Sache ganz sicher sind —" er brach ab — — „Wir müssen an Fräulein Craydon denken. Er ist ihr Vetter, das dürfen wir nicht vergessen."

„Jawohl, der sie im Schnee hätte umkommen lassen. Der Mensch verdient es nicht, weiter zu leben."

„Wir können noch nichts tun. Wir müssen um Fräulein Craydons willen sichere Beweise haben, ehe wir handeln."

„Das stimmt. Doch wenn er herkommt und erwartet, eine Leiche in dieser Zelle zu finden und findet sie nicht, werden wir den Beweis seines Verrats haben. Er wird so deutlich auf seinem Gesicht zu lesen sein wie in einem Buch."

Aber der Tibetaner hatte sich diesmal geirrt; denn als Husky die Zelle betrat, waren nur Müdigkeit und der gewöhnliche versteckte Ausdruck in seinen Augen, aber nichts, was als Zeichen der Überraschung gedeutet werden konnte oder gar als Enttäuschung darüber, daß er einen Lebenden und keinen Toten vorfand.

Als die drei Männer die Zelle verließen, um Ausschau nach dem Wetter zu halten, flüsterte Nima Shervington zu:

„Er hat also nicht erwartet, dich tot vorzufinden, aber vielleicht hörte er doch den Kampf in deiner Zelle und sah den Attentäter fliehen."

„Vielleicht!" erwiderte Shervington, aber innerlich war er überzeugt, daß Husky nichts von den Ereignissen der Nacht wußte.

Als sie in den Hof traten, fanden sie, daß der Sturm sich ausgetobt hatte. Es war vollkommen windstill, die Welt war von einer dichten Schneedecke eingehüllt, und der düstere Himmel verlieh den Bergen ein drohendes Aussehen. Hinter der Lamaserie war ein großer, steiler Abhang, der stellenweise so jäh abfiel, daß der Schnee nirgends liegenbleiben konnte, so daß hier und da gewaltige Felsenblöcke hervorragten, die sich schwarz und drohend von dem bleiernen Himmel abhoben.

Eine Zeitlang standen die drei schweigend da und betrachteten die Einöde vor ihnen, dann merkte Nick, wie Nima zusammenfuhr und aufmerksam umherspähte. Zuerst sagte der Tibetaner nichts, aber als Craydon noch einmal schaudernd umherblickte und in die Lamaserie zurückkehrte, sagte er:

„Der Heilige von Berg Omei verliert keine Zeit. Er ist bereits unterwegs."

„Wie in aller Welt weißt du das, Nima?"

„Es steht dort am Tor im Schnee geschrieben, wenn ich nicht sehr irre. Aber wir werden es bald erfahren. Komm, mein Freund."

Damit ging er über den Hof und zeigte auf frische Fußspuren im Schnee.

„Ein Mann und ein Maulesel", bemerkte er kurz, und durch das Tor schreitend, sah er sich um. Nach einer Weile sagte er, auf etwas zeigend: „Da!"

Ungefähr einen halben Kilometer entfernt waren zwei schwarze Gestalten zu erkennen, die langsam den weißen Abhang eines Berges hinaufkrochen. Shervington starrte sie verblüfft an. Es war ihm klar, daß der Tibetaner recht hatte, und nach einigen Minuten des Schweigens rief er:

„Der Kerl muß recht früh aufgebrochen sein!"

„Er hat es wahrscheinlich eilig, seine Pilgerfahrt zu beenden, oder er hat Angst, sein Messer zurückzubekommen", lachte der Tibetaner. „Wenn er nicht unterwegs eine Ruhepause macht, werden wir ihn wie damals diesseits der Lamaserie von Dze-chu einholen."

Ein besorgter Ausdruck glitt über Shervingtons Gesicht: „Wenn er zuerst hinkäme, Nima-Tashi — —"

„Beruhige dich!" lachte der andere, der Shervingtons Gedanken erriet. „Unser weißer Lama ist ein sehr heiliger Mann. Die Lamas in Dze-chu würden jeden, der versuchen würde, ihrem Lieblingsheiligen ein Haar zu krümmen, die Felsen hinunterschleudern."

Shervington starrte wieder in die Richtung, wo die beiden schwarzen Gestalten über die weiße Wüste schlichen. Er konnte Nima-Tashis Überzeugung nicht ganz teilen, daß Eliot Craydon gewiß vor Stard geflohen war. Warum verfolgte er ihn eigentlich? War es ein Racheakt wegen irgendeines Unrechts, das er vor Jahren erlitten hatte oder — —

„Siehe! Da steht deine junge Dame!"

Nima-Tashis Stimme rüttelte Nick aus seinen Gedanken auf. Er drehte sich um und sah Janet Craydon mit zwei Nonnen vor dem Eingang der Lamaserie stehen, der zu dem Nonnenkloster führte. Nick winkte ihr, und als sie seinen Gruß erwiderte, eilte er auf sie zu. Sofort vergaß er den Mann, der mit kalter Berechnung den Weg nach Dze-chu verfolgte, und der nur noch ein Punkt in weiter Ferne war. Nur ein Gedanke erfüllte ihn: „Würde sie sich an das, was geschehen war, erinnern?"

Wie oft hatte er sich in den schlaflosen Stunden der Nacht diese Frage gestellt. Janet war ja fast ohnmächtig, als er sie in den Armen gehalten und ihr Gesicht mit Küssen bedeckt, während er sie wiederholt bei ihrem Namen gerufen hatte. Zuerst hatte sie seine Liebkosungen erwidert, wenn auch schwach, aber nachher hatte sie das Bewußtsein vollständig verloren, und vielleicht würde diese tiefe Ohnmacht die Erinnerung an alles ausgelöscht haben. Aber als er sich ihr näherte, war ihm klar, daß sie noch alles wußte. Ihr Erröten und der sanfte Glanz in den dunklen Augen verrieten es ihm.

„Janet" flüsterte er frohlockend, als er ihre Hand nahm. „Meine geliebte Janet!"

Sie machte lächelnd eine warnende Geste nach den beiden Nonnen, die etwas zurückgeblieben waren, aber er lachte nur.

„Sie verstehen doch nicht Englisch, Liebling, wie freue ich mich, dich wohl zu sehen!"

Ein Schatten glitt über ihr Gesicht. „Ja, ohne dich wäre ich — —"

„Ach denke nicht mehr daran!" lachte er. „Es genügt, zu wissen, daß wir zusammen durchkamen — zusammen!"

„Ja, zusammen!" flüsterte sie. „Aber es war deine Kraft — —"

„Nicht meine allein," protestierte er. „Der Yak hat auch seinen Teil getan. Er trug dich wie wenn du ein Ballen Ware gewesen wärest, das gute Tier!"

„Ja, aber du legtest mich auf ihn!"

„Ich warf dich über seinen Rücken wie einen Sack Mehl! Ich fürchtete erst, er würde sich dagegen wehren, aber er tat es nicht! Er wußte, welchen Schatz ich ihm anvertraute und ging wie ein Engel — —"

Janet lachte über diesen Vergleich, aber gleich darauf wurde sie wieder ernst, und ein Schatten glitt über ihr Gesicht.

„Husky?" fragte sie. „Wo — wie geht es ihm?"

„Gut," antwortete Nick kurz. „Er war vorhin hier." Dann fragte er schroff: „Ist es wahr, Janet, was Nima-Tashi mir sagt, nämlich, daß du den Platz in der kleinen Kolonne mit deinem Vetter tauschtest als das Schneetreiben anfing?"

Der Schatten auf ihrem Gesicht vertiefte sich, als sie bejahend nickte. „Dann," platzte Shervington heraus, „muß er an dir vorbeigegangen sein, als du im Schnee lagst."

„Er hat mich bestimmt nicht gesehen," stammelte Janet, um den Vetter zu entschuldigen, „der Schnee lag sehr hoch —"

„Aber der Pfad war sehr schmal. Er oder sein Yak müssen direkt über deinen Körper geschritten sein."

„Der Yak wahrscheinlich," antwortete sie mit einem kläglichen Versuch, sich lachend über die Sache hinwegzusetzen. „Es war eben kein so edles Tier wie deins."

Shervington wußte jedoch, als er ihr in die Augen sah, daß sie sich und ihn zu täuschen versuchte, daß sie aber in Wirklichkeit wußte, ihr Vetter sei an ihr vorbeigegangen. Mehr als das! Er war über sie hinweggeschritten und hatte sie mit Absicht liegenlassen, damit sie den Tod im Schnee fände. Sein Gesicht verfinsterte sich bei diesem Gedanken.

„Bei allen Göttern Asiens — —" begann er stürmisch.

„Nein! Nein!" unterbrach sie ihn. „Du darfst nicht denken, daß Husky es wußte, daß er mich mit Absicht liegenließ. Der Schnee war so hoch mußt du bedenken, alles war wie mit einem Laken zugedeckt. Ich konnte keine zwei Schritte vor mir sehen, Husky auch nicht."

In diesem Moment näherte sich Nima-Tashi den beiden und rief Janet einen Gruß zu, den sie verstand, trotzdem er in tibetanischer Sprache war. Sie lachte und winkte ihm, und dann wandte sie sich mit bittender Miene an Shervington.

„Versprich mir, daß du Husky nichts sagst!"

„Ich möchte ihm den Hals umdrehen!"

„Versprich mir's! Es ist meine erste Bitte."

„Gut denn: wenn es sein muß, verspreche ich es."

„Und Nima sagst du auch nichts."

„Es besteht keine Notwendigkeit," erwiderte er, „denn Nima hat es schon geahnt. Aber wenn er die Bestätigung hätte, die ich jetzt habe, würde er Husky den Felsen dort herunterschleudern, damit dieser Schuft den Tod, den er verdient, in der Schlucht unten findet!"

Janet Craydon ahnte nicht, welche Gedanken Nicks Heftigkeit verursachten, sie schrieb sie nur seinem Unwillen zu, daß ihr Vetter wieder einmal in einem kritischen Augenblick versagt hatte. Als sie ihm das Versprechen abgerungen hatte, sprach sie von etwas anderem. „Was habt ihr beide eigentlich so interessiert vorhin angesehen?" fragte sie.

Im ersten Moment fühlte sich Nick versucht, ihr die Wahrheit zu sagen, aber dann überlegte er es sich, daß es keinen Zweck hätte, sie unnütz zu ängstigen. Er zwang sich daher zu einem Lachen und sagte, während er auf die beiden schwarzen Punkte zeigte, die noch zu sehen waren, aber bald ganz verschwinden würden:

„Siehst du jene beiden Punkte dort?"

Das junge Mädchen sah in die Richtung, auf die er zeigte, und dann fragte sie:

„Was ist es eigentlich?"

„Ein Lama auf einer Pilgerfahrt mit seinem Maulesel. Er hat dasselbe Ziel wie wir. Er verbrachte die Nacht auch hier, muß aber sehr zeitig heute morgen aufgebrochen sein."

„Geht er nach Dze-chu?"

„Ja, so erzählte mir wenigstens ein junger Lama gestern abend."

(Fortsetzung folgt.)

Verurteilt!

Skizze von **Ernst Hengstenberg.**

Wie die Zeit vergeht! Wenn Professor Henzmann auf die Jahre zurückblickte — nun — so ging es ihm wie jedem: er wußte nicht, wo sie geblieben waren. Nur wenn er zuweilen diesen oder jenen seiner alten Schüler traf, dann überkam es ihn plötzlich, daß er zählen und zurückdenken mußte.

Aber Henzmann war der letzte, der sentimental gewesen wäre; er lehrte Mathematik. Seine Fächer hatten das Gefühl nie stark in Anspruch genommen, er hielt es mit dem Verstand. Aber so ein Wiedersehen mit diesem oder jenem aus dem ersten Abiturientenjahrgang, den er selber als Klassenlehrer geführt hatte, das löste doch sehr geteilte Gefühle in ihm aus. Prächtig, was das für Kerle geworden waren: der eine Arzt, der andere Rechtsanwalt, beide im Städtchen geblieben, ein dritter Pastor in der Nähe auf dem Lande; der vierte war ins Fach des Professors übergegangen und lehrte irgendwo in Hannover; und der letzte wirkte in einer Stadtverwaltung. An den Rhein hatte das Schicksal ihn verschlagen.

Zuweilen, wenn der Professor den Arzt oder den Rechtsanwalt traf, dann sprachen sie darüber und freuten sich jedesmal, daß der Krieg sie alle wieder lebend entlassen hatte. Und doch waren die Gefühle geteilt, mit denen der Professor gerade dieses ersten Jahrgangs gedachte. Die früheren Schüler standen überall schon mitten im Leben, besaßen Titel, Ämter, Würden, hatten schon etwas zu sagen und drängten seine, des Professors Generation, langsam aus ihren Posten. Henzmann maß sein eigenes Leben gerade an diesem ersten und ältesten Jahrgang. Ja, ja, die Zeit verging. Nun wurde zum fünfundzwanzigsten Male die Reifeprüfung abgehalten, und für Professor Henzmann sollte es das vorletzte mal sein; nächstes Jahr zum Oktober hatte er die Altersgrenze erreicht. Dann wurde er in den Ruhestand versetzt. Das war es, was ihn bedrückte. Seit Jahren wußte er es, und lebte wohl oder übel immer näher auf diesen Tag zu. Solange er noch weit war, fürchtete er ihn nicht. Fünf Jahre zum Beispiel, was sind fünf Jahre nicht für eine endlose Zeit! Professor Henzmann war wirklich nicht empfindsam. Alle Zukunft wurde einmal Gegenwart, gewiß. Aber fünf Jahre! Es war tröstlich, wenn man ausrechnete, daß es über achtzehnhundert Tage waren. Welch eine unendliche Zahl! Spielerisch multiplizierte er sie im Geist gelegentlich mit 24, um die Unsumme von Stunden auszurechnen. Das geschah wohl auf einem seiner Spaziergänge, die er täglich vor die Stadt hinaus unternahm.

Dann waren es nur noch vier Jahre. Unwahrscheinlich, wie es zugegangen war. Wie wenig Substanz solch ein Jahr doch hatte. — Drei Jahre! Es gab immer noch über tausend Tage. — zwei Jahre!! Der Termin wurde drohender. Das Bösartige, das in der Festsetzung der Altersgrenze von 65 Jahren lag, fraß innen irgendwie, es störte die Ruhe zuweilen. Ach was, es kam nur gelegentlich. Da war die tägliche Arbeit. Jeder konnte sich überzeugen, daß der Professor seine Kräfte noch spielen ließ wie der Jüngste. Manchen Reformen war er nicht hold, zugegeben. Aber das ging den anderen ebenso, die dreißig Jahre jünger waren als er. Wandertage gab es da neuerdings an Stelle des früheren Jahresausfluges. Professor Henzmann lief mit seinen Primanern um die Wette. Die wollten meist nicht so weit, wie er sie führte. Die Hauptsache aber war ja der Dienst, der Unterricht. Nein, auch der Schulrat, der mit seinem mathematischen Fachberater kam, mußte zugeben, daß es der Professor jedem der jüngeren Kollegen voraus tat.

Nun also! Wozu denn Abbau? Wozu denn einen Termin setzen, der das einzig Lähmende war, als Henzmann sein letztes Dienstjahr mit einer Frische antrat, wie nur einer. Wozu ihn zum Delinquenten machen, welcher der Vollstreckung eines Urteils entgegen lebt? War nicht eins der Schlagworte, an denen die Welt so reich geworden war, individuelle Behandlung, wie sie ein guter Lehrer übrigens immer und im angebrachten Maße angewendet hat? Hatte er nicht auch ein Recht darauf? Jeder konnte arbeiten, so lange seine Kräfte ausreichten. Warum er nicht?

Das saß wie ein Dorn im Fleisch. Das schuf in dem zufriedenen Manne, der sein ganzes Leben der Arbeit gewidmet hatte, so etwas wie Bitterkeit. Er sprach nicht davon. Aber seine Frau fühlte, wie es in ihm wuchs. Sie spürte auch, wie er alterte, wie seine Spannkraft im letzten Vierteljahr vor dem Termin plötzlich nachließ. Es schien jetzt oft, als grübelte er längst vergangenen Dingen nach. Das hatte er früher nie getan. Alle unguten Stunden, die in keinem Menschenleben fehlen, wurden in ihm wach und bedrückten ihn. Nur im Unterricht, da war er frisch wie je.

Aber es wurde noch einmal besser mit Henzmann. Eine Verfügung beließ ihn ein halbes Jahr über den Abbautermin hinaus im Dienst. Der Nachwuchs war spärlich geworden, man wußte sich nicht zu helfen. Am Abend dieses Tages kam der Professor mit etwas schwerem Kopf nach Hause. Er hatte zwei frühere Schüler, den Arzt und den Rechtsanwalt, getroffen und mit ihnen den Aufschub des Urteils gebührend gefeiert. Dieses halbe Jahr, o, es war ein unerwartetes Zumaß zu seinem Leben. Mit dem geklärten Genußvermögen des Alters kostete er Tag für Tag aus. Er führte noch einmal eine Generation durchs Examen, öffnete ihr gleichsam die Tür, die für sie ins Leben führte.

Ihm aber schloß sie sich für immer. Jetzt gab es keinen Aufschub mehr. Nun gehörte er zu den Ausgedienten . . .

Weiß jeder, wie lang ein Tag sein kann? Ein Tag in unfreiwilliger Muße? Keine Krankheit, die Geist und Körper lähmt. Rüstig, frisch, arbeitswillig — aber die Tür zur gewohnten Tätigkeit ist von innen verschlossen und verriegelt.

Das angegraute Haar des Professors wurde weiß. Seine alte Straffheit verfiel. „Nanu, was fehlt Ihnen denn? Sie haben es doch jetzt so gut?“ sagte man unbedacht zu ihm. „Arbeit fehlt mir“, erwiderte er so ernst, daß der andere erschrak.

Eines Tages hieß es: Professor Henzmann zieht fort. Kopfschütteln, Verwundern! Aber es war so. Er floh die Stätte seiner Arbeit. Reisen hatte nichts genutzt. Gar nichts durfte dort zurückbleiben, wo er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte, dann konnte er vielleicht vergessen, hoffte er.

Aber einen alten Baum verpflanzt man nicht. Er gedeiht nicht mehr im neuen Erdreich. Ein halbes Jahr nach seinem Wegzuge starb Professor Henzmann. Woran? Nun, am Abbau!

Schichtfahrt durch den großen Tunnel.

Von **Richard Euringer.**

Das Tunneltor knarrt auf. Streckenlichter düstern aus der Höhlung. Vorm Stationshotel stehen die rostbraunen Wagen der Zahnradbahn bereit. Abgerufen wird nicht; wer den Schichtzug benutzt, der weiß wohl Bescheid. Der gehört zum Bau.

Einsilbig nehmen die Beamten in ihrer graugrünen Trambahnschaffner-Montur die Führerplätze ein.

Flechtkörbe mit Geschirr und Besteck und Frühstücksstullen, im Eigergletscher-Haus frisch verpackt, wandern in die Wagen. Sie tragen Pappschilder: Eiger I, Eiger II, Eismeer, Jungfrau. Es duftet nach heißem Kaffee. Es ist Hotelpersonal, das sich um die Schienen sammelt, Postpersonal, Streckenpersonal. Wie aus der Versenkung getaucht: ein rasierter Ober im Smoking. In dieser Herrgottsfrühe inmitten der Gletscherwelt. Eine junge Dame im schwarzen Florkleid; Beschließerin, Direktrice. Schlichte, gesunde, derbe junge Mädchen aus den Verwaltungsgebäuden. Natürliches, grobknochiges Volk. Bergvolk.

Man merkt, dies ist kein planmäßiger Fremdenverkehrszug der verwöhnten Internationale. Werktagsmenschen fahren zum Dienst.

Grau, ein wenig schläfrig noch, Strickzeug und Wolleknäuel unterm Arm, rücken sie in den roten Sammetpolstern zusammen, machen den paar Hochtouristen Platz, deren klotzig alpine Ausrüstung im üppigen Pfühl etwas Elementares hat.

Rasch beschlagen sich die Scheiben; draußen ist es kalt, in der Zweitausendmeterhöhe am Gletscherbett. Aber es gibt diese Stunde durch den Bauch des Berges nichts zu sehen.

Schon zahnen die Räder in ihre Spur. Das Gewölbe schluckt die Schicht. Zwei Engländer unterhalten sich über die Mundfaulheit noch nicht ganz Ausgeschlafener hinweg. Wischen sich die Scheiben klar. Sie wissen nichts von der Enttäuschung des typischen Reisepublikums, das nach der grandiosen Freifahrt im fessellosen Ausblick zu den Eisriesen über Wengernalp bis zur Scheidegg sich unerwartet eingemauert sieht; sie prüfen sachlich das Gestein, das gewaltig tragende, das da vorüberzieht, elektrisch aufgehellt, rauchlos und rußlos, studieren die Arbeit des Ingenieurs, der da gesprengt und gebohrt, gewagt und gewonnen, vierzehn trotzige Jahre lang. Sie denken den Gedanken nach, den aberwitzigen Gedanken, dem Berg den Degen durch den Leib zu rennen wie einem Stier. Sie rechnen die zwölf Millionen Franken nach, die verzinst sein wollen im Halbjahresbetrieb.

Am Eigerwand-Halt steigen sie aus.

Kälte schlägt durch die Abteiltür, rüttelt die Leutchen wach. Nun sind sie vollends unter sich. Die Stricknadel klimpert. Die Fahrt zuckelt fort. Eine nach der andern hebt den Kopf, streicht sich das Haar aus der Stirn. Da gibt es noch Gretlfrisuren, aufgesteckte Zöpfe und Schopf. Wollenes Zeug. Rote Backen.

Da ist ein junger Kerl, der eine von den beiden Alpinisten; sie steigen zu Fuß über den Grat herauf, von der

Kleinen Scheidegg, den Schichtzug zu erwischen. Ein Teufelskerl. Mit einer mittelalterlichen Fratze, wie sie die Wasserspeier an den Domen haben. Ein Kerl wie aus Granit. Mit Gletscheraugen unter schräggeschwänzten Brauen. Mit Pickel und Seil und einem Koboldlachen in den Zähnen. Dem sitzt ein Lied im Nacken Das will gesungen sein. Er bringt den Mund nicht mehr zusammen vor lauter Spaß. Er gibt die Melodie vor und den Text, er kitzelt dies Lied aus ihnen heraus, aus ihren gähnenden Seelen, er rappelt sie aus dem Schlaf.

Ach, das wird ein deutsches Lied, ein Volkslied nach allen Noten, ein Berglied, ein Heimweh- und Liebeslied von Edelweiß und frühem Tod, und von den ewigen Firnen.

Sie singen es alle, sie singen es mit, das Mädchen, das im Berghotel die Pantoffel vermietet, die grünen Brillen und die Schneestiefel; das Mädchen, das die Stockplaketten verkauft, die Fotos vom Aletschgletscher, vom Silberhorn und von der Guggihütte; die Kleine von der Kaffeetheke, das Fräulein von der Post; die Dralle, die den angewehten Schnee vom Galeriegeländer fegen wird; die Pausbackige mit den Norwegersocken, die sich mit der Häkelnadel an der Schulter juckt. Sie alle singen mit, und der Schweizer mit dem Wollhaarkranz und dem Gletscherbrand im Gesicht, der nicht recht weiß wohin mit seinen Bergstiefeln in all dem roten Samt dieser demokratischen Bahn, in der es — schon deshalb, weil sich das Abteilen nicht lohnte — nur eine Klasse gibt, er brummt den Baß dazu. Allein der Kellner im Smoking geniert sich mitzumachen, und die Dame im Florkleid lächelt ironisch in den Schoß. Gewiß sind sie froh, daß nun bald zur „Adhäsionsstrecke" auf Station Eismeer umgestiegen werden muß. Eigenhändig schaffen sie den großen Frühstückskorb durch den Querstollen ins Felsenrestaurant.

Dort ist es wacherlwarm, geheizt. Dort steht, getäfelt, der Spruch unter Sprüchen: „Dä het am meiste vo sin Gelt — Wo öppis gseht vo die schöne Welt."

Nun, hier ist Gelegenheit dazu! Blind mag sich einer schauen, wenn er nicht rasch den Schneeschirm vor die Augen rückt: so betäubend flutet Blendglanz durch das mächtige Aquariumfenster, das die Halle des Bergkönigs gegen das Trümmerchaos der vereisten Gletscherströme abschließt, die vom Donnerkeil der Sonne zu Seracs zerhackt, im ungeheuren Schub der Firnschneefelder, von blauen Eiskaskaden überstürzt unter Blockgeröll und Schollenkrachen hinuntersintern ins Grindelwaldtal, während strahlend sich die weiße Majestät der thronenden Viertausender ins Nebelblau des Himmels reckt.

Da lacht der Kobold, der Teufelskerl, die Wasserspeierfratze. Da kann er es kaum erwarten, daß der steilgeschrägte Wagen frostklirrend weiterkeucht in sein düsteres Labyrinth hinein, in diese „hohle Gasse" unterm abenteuerlichen Druck des lastenden Gebirges.

Während er das Völkchen singen läßt — „Europa braucht Ruh. Europa braucht Ruh." —, während er sie anstiftet, verführt und aufrührt, ihnen dies Grindelwaldlied in den Mund streicht, dies Heimat-Heimweh-Volkslied, sind seine Sinne schon entrückt über halsbrecherischen Grat, Gletscherspalt und Schneewächte hinweg in die waghalsige Verwegenheit bodenloser Einsamkeit.

So reckelt sich der Wagen an die Stirnstation. Leert sich. Die Schicht ist vor Ort.

Der Mann im Smoking entschwebt im Lift. Die Dame im Florkleid repräsentiert Europas höchstes Hotel. So nennt sich mit Halle und Dining-Room dies hochalpine Berghaus Jungfraujoch. Die Mädchen huscheln in die Wärme, das Mädchen, das die Pantoffel vermietet, die Brillen und Schneestiefel ausgibt; das Mädchen, das die Stockplakettchen verkauft, die Fotos vom Aletschgletscher, von Guggihütte und Silberhorn; die Kleine von der Kaffeetheke; das Fräulein vom Telegraphenamt. Alle treten sie an ihr Pöstchen und fügen sich ein und füllen das Haus mit Leben und Emsigkeit.

Der Schweizer mit dem Wollhaarkranz verhandelt mit den Führern. Der Kerl mit der Teufelsfratze, der gottvolle Teufelskerl stapft grußlos hinaus in den Schnee, unter sickernden Eiszapfen hindurch in den brauenden Nebel hinaus, der noch alles verhüllt, den Gletscher, den Mönch, die Sphinx und der Jungfrau schamhaftes Haupt. Er hat sein Ziel. Sein weglos unentwegtes himmelstürmendes Ziel in dieser Stunde zeugenloser Einsamkeit, ehe der schwatzhafte Schwarm dere Fremden den Flaum des Neuschnees zertrampelt. Verweht und versinkend tritt er die Spur, wagt sich hinaus und hinauf, Gott zu suchen, den er versucht.

Randbemerkung.

Es gibt keine „wissenschaftliche Wahrheit". Es gibt nur eine wissenschaftliche Meinung von heute, die sich oft in kürzester Frist als wissenschaftlicher Irrtum von gestern enthüllt.



Bunte Chronik



* **Die „Cohn" und „Smith" in Newyork.** Beim Durchblättern des soeben erschienenen neuen Telephonbuches der Stadt Newyork findet man allerhand interessante Einzelheiten, besonders was die Zusammensetzung der Bevölkerung der Riesenstadt betrifft. So kann man feststellen, daß nur verhältnismäßig wenige Newyorker sich rühmen können, waschechte Amerikaner zu sein. Von den etwa sechs Millionen Einwohnern sind nicht weniger als viereinviertel Millionen, also 76 Prozent, im Auslande geboren oder stammen unmittelbar von Ausländern ab. In Newyork leben mehr Deutsche als in München, mehr Italiener als in Rom und mehr Polen als in Wilna. In diesem Jahre stehen die Namen Cohn und Cohen, die nicht weniger als 34 Spalten einnehmen, an erster Stelle. Der in Amerika sonst sehr häufige „Smith", der etwa unserem Meier und seinen verschiedenen Abarten entspricht, kommt mit 26 Spalten erst an zweiter Stelle. Der berühmte Caruso ist 45 mal vertreten. — Im Londoner Fernsprechbuch kommt dagegen der Name „Cohn" erst an neunter Stelle. Der Name Smith der 2250 Vertreter aufzuweisen hat, steht in London durchaus an der Spitze.

*

* **Die kostbare Erbswurst.** Das vierjährige Söhnchen des Arbeiters John Spear in Dinas Powls (England) führte sich kürzlich einen großen Teller Erbsensuppe zu Gemüte, als ihm plötzlich irgend etwas in die „unrechte Kehle" geriet. Der Kleine bekam einen heftigen Hustenanfall, in dessen Verlauf er einen harten, glitzernden Gegenstand zutage förderte. Der Vater erkannte die Art des eigenartigen Erbswurstinhalts nicht und ging damit beschwerdeführend zu dem Kaufmann Paull, der ihm das fragliche Paket verkauft hatte. Der Händler war schlauer. Er gab dem entrüsteten Vater unter vielen Entschuldigungen zunächst ein anderes Paket Erbswurst, dazu drückte er ihm eine nagelneue Pfundnote in die Hand, wogegen er sich den blanken Stein als „Andenken" ausbat. Er verschaffte sich also nicht nur den Ruf eines entgegenkommenden Kaufmannes, sondern machte auch noch ein ausgezeichnetes Geschäft. Wie Paull nämlich sofort erkannte, war das „blanke Steinchen" nichts anderes als ein Diamant, der auf unbegreifliche Weise in die Erbswurst geraten war. Vermutlich ist er beim Untersuchen von Erbsenproben vom Ringe eines Großhändlers gefallen und so im wahrsten Sinne des Wortes „in die Wurst geraten". Ein Angebot von tausend Mark für den Stein wurde von Paull abgelehnt. Er hat ihn fassen lassen und bewahrt ihn als das seltsamste Erinnerungsstück auf, das ihm in seinem langjährigen Geschäftsleben vorgekommen ist.

*

* **Sind die Haustiere farbenblind?** Ein amerikanischer Gelehrter hat versucht, mit Hilfe von farbigen Signalen die Reaktion von Hunden und Katzen auf Farben festzustellen. Das Ergebnis war negativ, sie verhielten sich bei den unterschiedlichen Farben gleichmäßig passiv.

*

* **Schweinetröge aus Marmor.** In Pretoria ist der Marmor so billig, daß er auch zur Herstellung von Schweinetrögen verwendet wird. Das Vorkommen besten Marmors in dieser Gegend kann nicht ausgenutzt werden, weil es an den nötigen Verkehrsmitteln fehlt.

Lustige Rundschau



* **Im Rausch.** Schutzmann: „Sie scheinen das Schlüsselloch nicht finden zu können. Geben Sie mal den Schlüssel her!" — Betrunkener: „Nich nötig. Halten Sie nur mal das Haus fest!"

*

* **Eine neue Rasse.** „Das soll ein Polizeihund sein. Der sieht aber gar nicht so aus." — „Doch, der is Sie nämlich von der Geheimpolizei."

*

* **Stellung.** „Wo hatte ich nur meinen Kopf, als ich mich entschloß, dich zu heiraten?" jammert Madame. — „An meiner Brust", bedauert Monsieur gleichfalls.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.